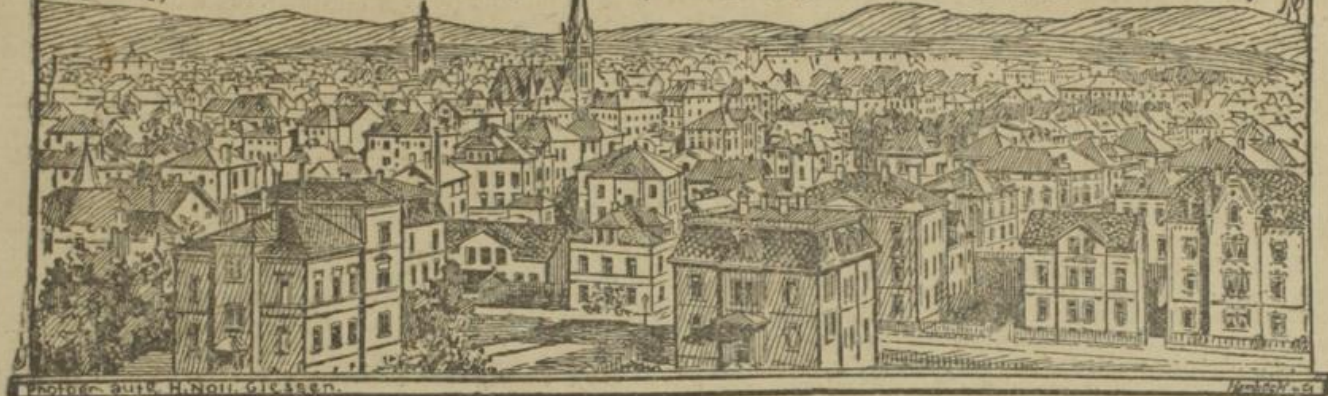


Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Drtmann.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Margarete klopfte jetzt leise an die Tür der Bibliothek, und der Mann da drinnen mußte wohl an der Art des Boehens die Einlassbeisende erkennen, denn die Tür wurde hastig geöffnet, und an beiden Händen zog Bardeleben die Erzieherin seiner Tochter zu sich herein.

„Mein süßes Vieh! — Und schon im Reisegewand! Es wird also nun wirklich und wahrhaftig Ernst?“

Sie küßten sich nicht, denn noch fiel der Schatten einer Toten über dies Haus, und sie gestatteten sich keine andere Härlichkeit, als sie im Klang ihrer Stimmen war und im Blick ihrer Augen. Ihnen aber war es genug, um sie in jeder Minute von neuem mit der selbigen Gewißheit zu erfüllen, daß jedes von ihnen nur noch in dem anderen lebte.

„Ja, es wird Ernst. Dita weiß sich vor freudiger Ungeduld kaum noch zu lassen.“

„Es fällt ihr also allem Anschein nach nicht sonderlich schwer, sich von ihrem Vater zu trennen.“

„Sie ist eben ein Kind und gibt sich wie ein Kind mit ganzer Seele der Sonne des Augenblicks hin. Wolken wir nicht dem Himmel danken, Garro, daß es so ist?“

„Ja, dem Himmel will ich dafür danken, Margarete — und dir! Denn die Wandlung, die sie wieder zu einem rechten, frohgemuten Kinde gemacht hat — wer anders hat sie bewirkt als du? Daß ihr der Abschied von Klein-Ellbach jetzt so leicht wird, nehme ich mir ja auch nicht weiter zu Herzen. Du wirst schon dafür sorgen, daß sie ihren armen, einsamen Vater nicht ganz vergißt.“

Margarete lächelte. „Ich vermute allerdings, daß zwischen ihr und mir des öfteren von dem Herrn Baron die Rede sein wird. Und seinem Töchterchen gegenüber kann ich doch unmöglich anderes als Gutes von ihm sprechen.“

„Das ist eine Zusage, an die ich mich klammern werde. Die Belohnung allerdings muß ich mir für später aufsparen. Ach, daß so viele Monate zwischen dem Heute und diesem Später liegen sollen! Ich kann's ja noch gar nicht recht fassen. Muß es denn in Wahrheit sein? Gibt es denn gar keine Möglichkeit, uns diese grausame Trennung zu ersparen?“

„Rein, es gibt keine. Ich würde unbedenklich alle Rücksichten beiseite gesetzt und jedem Verede Trotz geboten haben, solange ich dich in Gefahr sah, und solange ich hoffen durfte, dir durch mein Verbleiben auf Klein-Ellbach zu nützen. Jetzt aber dürfen wir nicht unter einem Dache weilen, solange —“

Sie stockte in holder Verwirrung, und Bardeleben ergänzte statt ihrer: „Solange die Welt von uns fordern darf, daß wir den Pflichten der Pietät gegen eine Dahingegangene genügen. Da es dein Wille ist, soll es geschehen. Denn die

Ruhe deiner Seele ist mir heiliger als irgend etwas auf Erden. Am Ende werden wir ja auch nicht daran zugrunde gehen. Ich habe die wohlbewährte Trösterin Arbeit, die mir helfen muß, meiner Sehnsucht Herr zu werden. Und du hast Dietlnde. Als allerbestes Schutzmittel gegen alle unzeitigen Klümmernisse aber haben wir beide die Gewißheit unserer Liebe. Wie sollte es uns da nicht gelingen, zuberichtlichst Herzens auch über diese letzte Prüfung hinwegzukommen!“

Mit einem strahlenden Blick sah sie zu ihm auf. Sie wußte, wie schwer es ihm trotz seiner scheinbaren Gefäßtheit wurde, sie gerade jetzt von sich zu lassen, und sie gelobte sich, ihm dereinst dies Opfer zu vergelten mit allem, was sie zu geben hatte.

„Nun aber laß uns zu Dita gehen,“ bat sie. „In dieser letzten Stunde vor unserer Abreise darfst du niemandem gehören als deinem Kinde.“

25. Kapitel.

Die Tage kamen und gingen, und Bardelebens Vertrauen auf die wundertätige Macht der Arbeit wurde nicht zusehender. Seine eigenen Leute wie die benachbarten Grundbesitzer erkaunten immer aufs neue über die Latkraft und Energie des Schlossherrn von Klein-Ellbach, den zu Lebzeiten seiner Gattin alle Welt für einen ziemlich schlechten Wirtschaftler gehalten hatte. Dabei lernten seine Untergebenen sehr bald empfinden, um wieviel besser sie sich unter einem zwar strengen, aber humanen und gerechten Herrn befanden als unter dem launenhaften Regiment der hochmütigen und herzlosen Frau, die sie bis zu ihrem Tode als ihre wahre Gebieterin betrachtet hatten.

Man sprach nicht von ihr, seitdem Bardeleben kurzerhand zwei seiner Leute fortgeschickt hatte, die sich im Wirtschaftshause unehrerbietige Äußerungen über die verstorbene Baronin erlaubt hatten; aber die Gefühle, mit denen man ihrer gedachte, waren sicherlich nicht die der Trauer und des liebevollen Erinnerns.

In Reinswaldau freilich kam das Gerüde über das Drama von Klein-Ellbach noch nicht so bald zum Verstummen. Man hatte die Kunde von dem Geständnis des sterbenden Reibniß merkwürdigerweise nicht wie eine gewaltige Ueberraschung, sondern wie etwas längst Erwartetes aufgenommen, und es hatte nicht ausbleiben können, daß sich ein Teil des Abscheus, den man gegen den Mörder empfand, auch auf diejenige übertrug, die unter Verleugnung ihrer Pflichten diesem Ruchlosen angehangen. Lebhafter noch als zuvor bemitleidete man den Werkmeister Kreidel, und man würde es nur als ein wohlverdientes Schicksal betrachtet haben, wenn man gehört hätte, daß Regine in dem großen Berlin elend zugrunde gegangen sei.

Um so größer war deshalb die allgemeine Entrüstung, als sich eines Tages, kaum sechs Wochen nach Reibniß' Tode, in Reinswaldau das Gerüde verbreitete, die Regine Kreidel sei wieder da, und ihr Vater habe sie bei sich aufgenommen, wie wenn nichts geschehen wäre. Das konnte man ihm auch

hann nicht verzeihen, als man Gelegenheit hatte, bei zufälligen Begegnungen die traurige Veränderung wahrzunehmen, die seit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause mit dem jungen Mädchen vorgegangen war. Es hieß, sie sei nach den Bekenntnissen des ehemaligen Volontärs selbst in eine ernste Krankheit verfallen, die auf ihren Wunsch dem Werkmeister hatte verheimlicht werden müssen, und ihr Aussehen, ihre Hagerkeit und Blässe sprachen beredt genug für die Wahrheit dieses Gerüchts. Aber das war doch am Ende nur selbstverschuldetes Leid, und man begriff nicht, wie der alte Mann als dadurch gesühnt ansehen konnte, was nach der Auffassung der Sittenrichter von Reinswaldau überhaupt nicht zu sühnen war.

Da ereignete sich eines Tages etwas, das die Selbstsicherheit der allzu gestrengen Richter bedenklich erschütterte. In der Morgenstunde des Ostersonntags, als sich die halbe Einwohnerschaft von Reinswaldau auf dem Wege zur Kirche befand, mußte man das überraschende Schauspiel erleben, daß Regine Kreidel zwischen ihrem Vater und dem Baron Bardeleben dem Gotteshause zuschritt, und man sah den Schloßherrn von Klein-Elzbach so freundlich und herzlich zu dem blassen Mädchen reden, daß man sich nicht genug darüber verwundern konnte. Noch nachdenklicher aber wurde man gestimmt, als der Geistliche in seiner Predigt das herrliche Wort: „Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ mit einer Eindringlichkeit behandelte, die unverkennbar von einer ganz bestimmten Absicht veranlaßt war. Im weiteren Verlauf des Tages wurde in den meisten Häusern des großen Industriedorfes von nichts anderem gesprochen als davon, daß nach dem Gottesdienste der Baron, der Pastor, der Werkmeister und die Regine in der Klein-Elzbacher Equipage miteinander davongefahren waren, die drei letzteren ohne Zweifel als geladene Gäste des Herrn von Bardeleben.

Da wurden die Lästereien stille, denn für die Leute von Reinswaldau gab es jetzt kaum eine geachtete Persönlichkeit als den Klein-Elzbacher Schloßherrn, dem in der Stille des Herzens beinahe jeder etwas abzubitten hatte, und dessen imponierende Erscheinung überall dem tiefsten Respekt begegnete. Man fing wieder an, Regine zu grüßen und zeigte ihr freundliche Gesichter.

Der letzte Rest von Entrüstung aber verflüchtigte sich in nichts, als eines Tages auch der Buchhalter Drehmer wieder in Gesellschaft des alten Kreidel und seiner Tochter gesehen wurde, und als der Werkmeister jedem, der es hören wollte, erzählte, daß ihr ehemaliger Verlobter zum zweiten Male um die Hand der Regine angehalten habe.

Das junge Mädchen selbst mochte die offenkundige Wandlung der öffentlichen Meinung wohl als eine Befreiung von schwerem Druck empfinden; aber es war doch weder um dieser öffentlichen Meinung, noch um ihres Vaters willen geschahen, daß sie dem standhaftesten Bewerber ohne Zögern ihr Jawort gegeben. Aus vollem, freudigem, dankerfülltem Herzen hatte sie es getan, beruhigt und erhoben von der Gewißheit, daß sie unter dem Schutze des treuen und redlichen Mannes finden würde, was der schiffbrüchige Aristokrat ihr nimmer zu geben vermocht hätte.

Als der Sommer gekommen war, fiel ein Schwarm von Arbeitern über das Klein-Elzbacher Herrenhaus her. Ein namhafter Breslauer Architekt leitete die Arbeiten, die dazu bestimmt waren, dem alten Schlosse seinen düsteren Charakter zu nehmen und ihm durch eine Reihe baulicher Veränderungen ein gefälligeres und fröhlicheres Aussehen zu geben. Die Umgestaltung blieb nicht auf das Äußere des Gebäudes beschränkt. Aus den Repräsentationsräumen im unteren Stockwerk wurde der steife, prahlerische Pomp entfernt, der vor Jahren auf den Wunsch der Baronin dort seinen Einzug gehalten hatte. An die Stelle der Prunkmöbel kam wieder die alte, wohlthätige Einrichtung, die jene Gemächer zu Wohnstätten des alten Barons so anheimelnd gemacht hatte, und es war, als würde mit jedem Stück auch ein Stück der traurigen Erinnerungen hinausgetragen, die für eine von langer Abwesenheit Zurückkehrende vielleicht an diesen Räumen haften mochten.

Eines Morgens brachte die Post dem Schloßherrn ein parfümiertes Briefchen mit der wohlbekannten Handschrift seiner schönen Base Jadwiga. Fräulein v. Ostrowski schrieb nicht zum ersten Male. Schon sehr bald nach der unerwarteten Aufklärung über den Tod der Baronin hatte sie ihrem Vetter in einem sehr langen und sehr freundschaftlichen Briefe die Gründe auseinandergesetzt, die sie zu einer so plötzlichen Abreise bestimmt hatten, und sie hatte für ihre Handlungs-

weise mit erstaunlichem Geschick eine Erklärung gefunden, die jeden Verdacht der Feigheit und den herzlosen Selbstsucht von ihr nahm, sofern eben der Leser des Briefes geneigt war, ihr Glauben zu schenken.

An dieser Gläubigkeit aber mußte es Bardeleben doch wohl gefehlt haben, da seine Erwiderung so höflich kühl und gemessen ausgefallen war, wie die schöne Jadwiga es wahrscheinlich kaum für möglich gehalten hatte. Nun hatte sie sich nach monatelangem Schweigen trotzdem zu einer abermaligen Anknüpfung bewogen gefühlt, und diesmal war ihr Briefchen sogar noch um ein gut Teil wärmer und herzlicher gehalten. Sie schrieb, daß ihr Weg sie in der Nähe ihres lieben und unvergeßlichen Klein-Elzbach vorüberführe, und daß sie glücklich sein würde, einige Stunden an der Stätte ihrer teuersten Erinnerungen zu verleben.

Mehr noch als in dem liebenswürdigen Schreiben selbst war vielleicht zwischen den Zeilen zu lesen. Aber der, für den es bestimmt war, stellte sich gänzlich verständnislos, Mit wendender Post erwiderte er der Briefschreiberin, daß er zu seinem lebhaften Bedauern darauf verzichten müsse, sie in nächster Zeit auf Klein-Elzbach zu begrüßen, weil man hier eben inmitten einer Menge von baulichen Veränderungen und sonstigen Vorbereitungen für die Aufnahme der neuen Schloßherrin begriffen sei.

Den Namen der erwarteten Herrin nannte er nicht; darüber aber, daß er nicht an den ihrigen gedacht hatte, konnte nach dem Wortlaut des Briefes für die schöne Jadwiga nicht wohl ein Zweifel bestehen.

Sie schrieb denn auch niemals wieder.

Zwischen dem schlesischen Herrenhause und einer im leuchtenden Grün gebetteten weißen Villa am Gardasee waren während all dieser Monate unzählige lange und kurze Briefe hin und her geflattert, und jeder von ihnen war ein freudig begrüßter Glücksbringer gewesen. An einem herrlichen Spätherbsttage aber, der die ganze Fülle seines funkelnden Sonnengoldes über die lieblichen Gestade ausgoß, kam Harro v. Bardeleben selbst, um nach fast neunmonatlicher Trennung wiederzusehen, was ihm auf Erden das Liebste war.

Als er sein in Gesundheit und Jugendlust strahlendes Kind und mit ihm zugleich dessen lieblich erglühende Hüterin in die Arme schloß, kam ein Glücksjauchzen aus seiner Brust, das alle Worte erstickte.

Wie Antwerpen vor 329 Jahren fiel.

Schiller hat in seiner zuerst in den „Horen“ veröffentlichten großartigen Darstellung „Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585“ ein Muster klarer und lebendiger Geschichtsschreibung geboten. Mit dem Auge und der Phantasie des Dramatikers ist dies Trauerspiel eines heldenhaften Ringens aufgebaut und erreicht seinen Höhepunkt in der Schilderung der letzten Kämpfe um die inneren Verschanzungen der Stadt und ihres Falles, die heute unser besonderes Interesse finden wird.

Am 16. Mai 1585 unternahmen die Belagerten einen verzweifelten Ausfall, um durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Feinde zurückzuwerfen. Es gelang ihnen auch, mit Unterstützung der Flotte der Antwerpener, den von den Belagerten errichteten Damm zu ersteigen, so daß sich die Feinde nach tapferer Gegenwehr in ihre Schanzen zurückziehen mußten. „Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf einmal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erkochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Dostereeweler Tore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs sein sollten, in Empfang zu nehmen.“ Aber diese günstige Wendung sollte nicht lange dauern. Der Herzog von Parma, der unterdessen die Scheldebücke von Antwerpen mit neuen Maschinen besetzt hatte, eilte in eigener Person herbei, den Damm zu entfernen. „Von zweihundert spanischen Pikenieren begleitet, slog er an den Ort des Angriffes und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfsplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Günstig warf

er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die nächst nächsten Redouten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Mut seiner Truppen, und mit neuer Festigkeit entschloß sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfeldes noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Teile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpenern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fochten mit einem Mut, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerpener den Meißer spielten und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tage ein edler Wettstreit der Tapferkeit erregte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu besetzen suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande festig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Angesturm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgestürzt hatte. Um diesen wohlbesetzten Wall, die letzte Verschanzung Antwerpens, wogte nun der Kampf, und beide Heere leisteten das Äußerste an Tapferkeit. „Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfspeer in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Franzosen, mit Hilfe ihrer Hellebarben und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen und, indem sich der eine auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Bartolomeo Doralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizuchi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden.“ Nach der Einnahme der letzten Brustwehr war der Steg bald errungen. Der letzte Versuch der Antwerpener, sich aus der eisernen Umklammerung des Feindes zu retten, war fehlgeschlagen. „Von dieser Zeit an sank den Belagerern der Mut, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brot noch in einem leidlichen Preis erhalten, obgleich die Verschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrat so sehr, daß eine Hungersnot nahe bedorstand. . . . Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundesverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anderes übrig, als die Verzehrter zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es betnahe zu einem Aufstand gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genötigt, der stürmischen Ungebuld des Volkes nachzugeben und am 17. August 1685 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktieren.“

Was der deutsche Sport für den Krieg leistet.

Zwischen dem Krieg von 1870 und dem von 1914 hat Deutschland einen sportlichen Aufschwung ohne Gleichen erlebt. Vor 44 Jahren gab es nichts weiter als einen mäßig entwickelten Pferdesport; heute stehen alle Zweige des

Sports in deutschen Händen in hoher Blüte und haben an ihrem Teil mitgewirkt, die deutsche Jugend wehrfähig und kampftüchtig zu machen. Den großen Nutzen, den die langjährige Friedensarbeit des Sports für den Krieg bietet, beleuchtet ein Aufsatz von Arno Arndt in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift Ueber Land und Meer. Wohl hat es nicht an Stimmen gefehlt, die dem Rennsport jeden praktischen Wert absprachen. Aber schon die ersten grimmigen Kriegstage haben der Welt offenbart, daß die Zucht des Rennpferdes für die Landesverteidigung von unschätzbare Bedeutung ist und daß durch den Rennsport ein brauchbares Kriegspferd geliefert wurde, das die feindliche Kavallerie aufzuspiren und in die Flucht zu schlagen vermag. Tausende von prächtigen Vollblütern und Halbblütern haben bei der Mobilmachung den stillen Stall verlassen und sind auf das Schlachtfeld gestürmt. Am begehrtesten war der Steepler; zahlreiche Rennställe verödeten und gaben ihr Bestes her fürs Vaterland. Und mit dem Kopf zog der Reiter aus. Wie ein Mann stand unsere ganze Herrenreiterei auf und gärtete sich das Schwert um. So haben sich bereits in den ersten Patrouillerritten gerade die Rennreiter als treffliche und tüchtige Kundschafter bewährt. Auch einige Jockeys, die ihrer Herkunft nach nicht zu den „englischen Bettern“ gehörten, haben die bunte Jacke mit dem feldgrauen Rock vertauscht. Das Gleiche wie vom Vollblut gilt von den Trabern; sehr viele von ihnen sind zu Kriegspferden geworden und legen jetzt Zeugnis davon ab, auf einer wie hohen Stufe der Leistungsfähigkeit der deutsche Traber steht. Aber nicht nur der Pferdesport steuert das Seine zur Landesverteidigung bei. Auch den Radfahrer zu fällt eine wesentliche Aufgabe in modernen Kriegen zu; sie dienen als Ordonnanzen und „Melberetter“, bei Patrouillen, zur Sicherung der Etappen usw. Der Deutsche Radfahrbund hat rechtzeitig dafür gesorgt, daß den Militärfahrern auch im Frieden Gelegenheit zu einer sportmäßigsten Erprobung ihrer Kräfte auf militärischer Grundlage ermöglicht wurde. Klassen für Militärfahrer sind bei fast allen großen Straßenschnellfahrten, die der Bund und seine Gauen veranstaltet, eingerichtet worden, und den Soldaten sind diese sportlichen Übungen jetzt beim Felddienst von großem Vorteil. Und wie wichtig war die Entfaltung des Automobilsports für den Krieg! Die Bedeutung dieses modernsten Verkehrsmittels für die Kriegführung der Gegenwart tritt jetzt auf das Schlagendste hervor; das Automobil dient nicht nur für die Generalstäbler und Adjutanten zur Befehlsübermittlung, sondern es bringt auch neue Truppenverstärkungen in die Front, und daneben fahren die Geschützautomobile mit ihren gepanzerten Wagen auf, und andere Panzerautomobile sorgen für die Munitionszufuhr. Für die schnellere Verpflegung der Soldaten ist es segensreich, daß auch die Feldküchen und Feldbäckereien auf Automobilen sich befinden und so den Fronttruppen rasch folgen können. Die mustergültige Einrichtung des militärischen Kraftfahrwesens, die namentlich von dem Kaiserlichen Freiwilligen Automobilkorps organisiert worden ist, hängt so in wichtiger Beziehung von der allgemeinen Blüte des deutschen Automobilsports ab. Daß der Fliegerei sport unmittelbar in den Krieg eingreift, das braucht ja nur erwähnt zu werden. Zahlreiche unserer besten Sportflieger leisten heute auf dem Felde der Ehre dem Vaterlande unschätzbare Dienste. Neben diesen Hauptzweigen des Sports ist auch die Arbeit der deutschen Leichtathletik nicht zu unterschätzen, die zahlreiche Männer auf den Marsch, diese Grundlage aller kriegerischen Operationen, vorbereitet hat. Eine wichtige sportliche Übung sind die sog. „Armeegepäckmärsche“, die mit voller soldatischer Ausrüstung zurückgelegt werden und bei denen die Teilnehmer im Durchschnitt 30–50 Kilometer zurücklegen. Diese Gepäckmärsche wurden zum erstenmal 1908 in Berlin veranstaltet und sind seitdem bei allen Sportvereinen schnell populär geworden. Ueberall in deutschen Landen haben sich so Scharen von Spezialisten herausgebildet, die Sonntag für Sonntag solche Märsche zurücklegen. Die hierbei von weiten Kreisen gewonnene eigenartige Technik und wertvolle Erfahrung in Marschieren macht sich in den großartigen Marschleistungen unserer Truppen bemerkbar und ist schon in manchen Fällen von ausschlaggebender Bedeutung gewesen.

Generalstabkarten.

(Von unserem militärischen Mitarbeiter.)

Das wichtige Hilfsmittel der Kriegsführung, die Generalstabkarte, stammt in ihrer ersten Form aus Frankreich, das die erste auf einer genauen Landesvermessung beruhende Karte in den Jahren 1750—1793 geschaffen hat. Nach dem siebenjährigen Kriege beginnt auch in Oesterreich eine Landesaufnahme für militärische Zwecke, und nach 23 Jahren, 1764—1787, waren alle Erbländer der Monarchie unter der Leitung des Generalquartiermeisterstabes im Maße 1:28 800 bearbeitet. Die Karte ist ein Seitenstück zu der Kabinettskarte Friedrichs II. von Preußen. Die zweite große Aufnahme der österreichisch-ungarischen Monarchie nahm ihren Anfang im Jahre 1806, wurde bis 1869 fortgeführt, aber nicht beendet. Erst von da ab setzt eine neue Aufnahme in Oesterreich ein, die 1889 abgeschlossen worden ist. Vor ungefähr 130 Jahren begann Sachsen mit der Herausgabe von Generalstabkarten, 1818 Württemberg, 1816 Rußland, 1833 die Schweiz, 1878 Italien und 1850 Belgien. In Preußen reichen die Generalstabkarten, denen schon eine einigermaßen richtige Vermessung zugrunde liegt, bis auf die Zeit des Großen Kurfürsten zurück. Aber die Meßtischblätter, die als Generalstabkarten verwendet werden konnten, entstanden im Jahre 1816. Die Aufnahmen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts gemacht worden waren, sind dann durch neuere und vollständigere Arbeiten ersetzt worden.

Die militärischen Bedürfnisse von Heer und Flotte in Bezug auf Vorbereitung und Durchführung des Krieges setzen tabellose Karten voraus. Es hat auch das Kartewesen im Laufe des 19. Jahrhunderts durch eine geradezu einwandfreie, peinlich genaue Wiedergabe der Natur und durch die auf die höchste Stufe der Vollenendung geführte Herstellung sehr große Fortschritte gemacht. Vornehmlich äußern sich diese Veränderungen in der Darstellung der Zeichnung von Gebirgen. Aber nicht nur für das Heerwesen, auch für den Staat als kulturelle Gemeinschaft ist das Kartewesen von höchster Bedeutung. Es kann ja kein Zweig der menschlichen Tätigkeit ohne Karte auskommen. Die eigentlichen militärischen Gebrauchskarten für den Frieden und für den Krieg sind am besten im Maßstabe zwischen 1:50 000 und 1:200 000 gehalten. In diesen Verhältnissen lassen sich bei einer guten technischen Ausführung die Formen des Bodens und alle jene Gegenstände deutlich wiedergeben, die für militärische Zwecke von Bedeutung sind. In Deutschland nennt man heute Generalstabkarte kurzweg die Karte des Deutschen Reiches im Maßstabe von 1:100 000. Sie enthält 675 Blätter, von denen der preussische Generalstab 545, der bayerische 80, der sächsische 30 und der württembergische 20 Blätter bearbeitet hat. Diese Karte ist in zwei Ausgaben vorhanden, sowohl im Umriss ohne Farben, wie auch im Kupferdruck mit blauen Gewässern. Neuerdings ist die Karte auch im Dreifarbenruck in der Bearbeitung. Die Bodenformationen sind auf diesen Karten in „Berg-Zeichnung“ kenntlich gemacht, und in der neuesten noch nicht vollendeten Ausgabe erscheinen die Bodenformen in braunen Bergstrichen (Schraffen) mit Schichtenlinien, die eine Entfernung von 50 Metern bezeichnen.

Unserer deutschen Generalstabkarte entspricht in Oesterreich-Ungarn die Spezialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Maßstabe von 1:75 000. Sie stammt aus dem berühmten Militärgeographischen Institute zu Wien und enthält 820 Blätter. Auch sie besitzt Schraffen- und Schichtenlinien. Frankreich besitzt die „Carte de France dite Carte de l'Etat major, im Maßstabe von 1:80 000. Für Algier ist in Frankreich eine eigene Generalstabkarte ausgearbeitet worden, und dazu noch eine solche für Tunis. Auch England hat eine vorzüglich ausgearbeitete Generalstabkarte im Maßstabe von 1:63 360. In Rußland gibt es nur Generalstabkarten für das europäische Rußland, aber ohne den nördlichen Teil des europäischen Reiches.

In das Gebiet der Generalstabkarten gehören auch die Seekarten. Eine gute Seekarte muß alles das enthalten, was dem Seefahrer zur gefahrlosen Führung eines Schiffes und zur jederzeitigen Ortsbestimmung zu wissen nötig ist. Auf dem Seegebiete muß sie auch die Tiefenzahlen und die Beschaffenheit des Meeresgrundes angeben. Dann soll sie auch alle schwimmenden und festen Seezeichen darstellen, wie auch Mitteilungen über die Richtung und Stärke von Meeres- und Gezeitenströmungen geben; im Landgebiete verzeichnet die Seekarte die Küstenlinie, die Berge und Hügel mit ihren Höhenangaben, ferner die Hafenanlagen, die Leuchtfeuer, die Signalstationen und neuerdings auch die Funkstationen. Mitunter finden sich auf den Seekarten, die das Küstengebiet umfassen, auch noch einzelsehende Häuser, Türme, Kirchen und Mühlen, weil diese Objekte zur Ortsbestimmung dienen können. Erst im Jahre 1902 ist ein Seekartenwerk in Angriff genommen worden, das die ganze Erde umfassen soll. In Preußen erschien zum ersten Male im Jahre 1841 im Auftrage des Handelsministeriums der „Preussische Seeatlas“, und die ersten preussischen Nordseekarten kamen in den Jahren 1858 und 1859 heraus.

Lg.

Vermischtes.

* Neue Fortschritte des drahtlosen Telephons.
Aus Rom wird berichtet, daß Marconi eine neue Erfindung für

das drahtlose Telephon gemacht hat, die einen wesentlichen Fortschritt bedeutet. Er führte seine Entdeckungen im Marine-Ministerium dem König Victor Emanuel, dem Minister Viale und dem Marschall Solari vor. Zwischen der Terrasse des Ministeriums und der drahtlosen telephonischen Station von Centocelle wurden Versuche gemacht, die vorzüglich glückten. Auf der Terrasse konnte man mit der 12 Km. entfernten Station ganz ausgedehnt sprechen und hörte die Stimmen vollkommen deutlich. Marconi teilte dazu mit, die die Entfernung keinerlei Einfluß auf die Gebrauchsfähigkeit des Apparates habe. Die Apparate sollen zunächst nur auf Kriegsschiffen angebracht werden, auf denen sich die Uebermittlung von Befehlen sehr vereinfachen wird. Die Sicherheit der Uebertragung wird dadurch noch erhöht, daß der Apparat gegen Schiffe von feindlichen Schiffen geschützt ist. Später, in Friedenszeiten, soll die Erfindung auch dem Handel zugänglich gemacht werden.

* Der sterbende Soldat. Ein Gedicht, das in seiner schlichten Form und tiefen Innigkeit unseren schönsten Volksliedern kaum nachsteht, konnte die „Andernacher Volkszeitung“ veröffentlichen. Ein in Andernach verwundet liegender Soldat fand es im Waffentrock eines toten Kameraden, dem wohl die Todesahnung die Hand geführt hat. Das Gedicht lautet:

Der sterbende Soldat.

Die Kugel traf,
Mich ruft der Tod,
Und alles tritt zurück.
Jetzt end' ich meinen Lebenslauf
Und all mein Lebensglück.
Wer auf der Welt was Liebes hat
Der bleib' so gern allhier.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Die Wunde brennt,
Das Auge bricht,
Schon schwindet's um mich her.
So früh schon schied man mich ins Feld,
Jetzt lieg' ich sterbend hier.
Ade, ade du Sonnenlicht,
Dich schau ich nimmermehr.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Freund, wenn du heimkehrst,
Grüß' mein Lieb,
Sag', daß ich sterben muß',
Sag', daß ich treu sie hab' geliebt,
Treu bis zum Tod ins Grab.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der bleib' so gern allhier.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Sag', wo ich ihre Locke trug,
Traf mich das kalte Eis,
Der Schuß, der durch die Locke ging,
Riß mir das Herz entzwei.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der bleib' so gern allhier.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

		tigt	flüch	lustig	ver			
		tat	ver	über	Ziels	wißt	nicht	
der	in	geh	heftig	ren	des	ihr	daß	
hoch	mehrt	allzu	rennt	nend	den	feuer	wenn	
schein-	bar	schwelt	wer	über	trank	es		
		ihn	men	schäu	zum			

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Scherze, Schürze.